

Stiefeln auf Holzwolle oder Stroh am Boden: für ihre, ach so zahlreichen Bedürfnisse mußten einige Gurkentöpfe ausreichen. Es wurde dringend telegraphisch alles Erforderliche in Danzig angefordert, aber es dauerte Tage und Wochen, bis es geliefert war und vollständig war die Einrichtung erst, als der letzte Cholerafranke gestorben oder genesen war.

Ich hatte später in Danzig Gelegenheit, die Sache zur Sprache zu bringen; man erwiderte mir, hätte der Chefarzt sich sofort auf die Bahn gesetzt und seine Forderungen mündlich begründet, hätte er alles sofort erhalten. Aber der Rat kam zu spät; auch wäre ein Arzt nicht einmal auf Stunden entbehrlich gewesen.

Es ist natürlich leicht, über solchen „Kommiß“ zu spotten. Es ist aber ja bekannt, wie die Armee mit ihren Anforderungen dauernd gegen den Widerstand des Parlaments zu kämpfen und ihre Kosten auf das Mindestmaß einzuschränken hatte. Verschwendung und Unterschleife lassen sich nur durch scharfe Aufsicht und Prüfung vermeiden, und das geht nicht ohne Dienstweg und Schreibereien. Das weiß der Warenhausbesitzer so gut wie der Heeresintendant.

In Hammerstein hat die Verzögerung insofern nicht geschadet, als die Epidemie rasch unterdrückt wurde; weder Arzt noch Pflegepersonen wurden angesteckt, auf die Stadtbevölkerung ist kein Fall übergesprungen. Soviel vermag ärztliche Einsicht und Energie auch unter schwierigsten Umständen.

Das Fleckfieber

Das Fleckfieber verläuft wie der Typhus als hoch fieberhafte Krankheit, aber ohne Darmerscheinungen und überhaupt ohne viel örtliche Symptome, aber mit starker Benommenheit und Aufregungszuständen. Es hat eine sehr hohe Sterblichkeit, 10 bis 20%, die mit dem Alter rasch zunimmt, während es bei Kindern sehr leicht, etwa wie Masern verläuft. Alles, was die Lebensverhältnisse verschlechtert: dichtes Beisammenwohnen, Elend, Hunger, Un-

sauberkeit begünstigt das Auftreten. Daher hatte das Fleckfieber als „Hungertyphus“, „Kriegstyphus“ in früheren Zeiten schreckliche Verheerungen angerichtet, so beim Rückzug der französischen Armee 1812, nach der Schlacht bei Leipzig 1813, im Krimkrieg und im russisch-japanischen Krieg. Dagegen war es 1866 und 1870/71 ausgeblieben. In Deutschland war das Fleckfieber gänzlich ausgestorben; 1878 war die letzte Epidemie in Berlin; seitdem waren durch wandernde Handwerksburschen einige wenige Menschen gelegentlich angesteckt worden. Ich selbst hatte nie einen Fall gesehen. Dagegen war bekannt, daß jenseits unserer Grenzen im Osten Fleckfieber einheimisch war und daß wir mit dem Eindringen in unser Heer und unser Land würden rechnen müssen. Es war daher meine Sorge, jedem verdächtigen Fall nachzugehen und mich mit dem Krankheitsbild vertraut zu machen.

Nun hatte 1912 der französische Militärarzt Nicolle in Tunis gezeigt, daß das Fleckfieber durch Kleiderläuse übertragen werde; das war mir aus Berichten bekannt, doch hatte ich die Originalarbeiten nicht gelesen, und mir wie fast allen meinen Kollegen war die Beweisraft der Nicolleschen Untersuchungen noch nicht über jeden Zweifel erhaben. Namentlich wußten wir nicht, ob die Laus der einzige Überträger sei, oder ob auch von Mensch zu Mensch die Ansteckung erfolgt.

Nicolles Angaben sind im Kriege vollauf bestätigt und erweitert worden. Nur die Laus, die das Blut eines Kranken in einem bestimmten Stadium der Krankheit gesogen hat, vermag die Erreger aufzunehmen, zu vermehren und durch Biß auf den Gesunden zu übertragen. Nur die Kleiderlaus ist Überträger, nicht die Kopf- und die Filzlaus, auch nicht Floh und Wanze. Daß auch nur die Kleiderlaus das Rückfall- und das später zu besprechende Fünfstagesfieber zu übertragen vermag, ist auffällig und hängt vielleicht damit zusammen, daß die Laus beim Biß mit ihrem Speichel einen Teil des Mageninhaltes in die Wunde einfließen läßt.

Der Kampf gegen das Fleckfieber wurde zum Kampf gegen die Laus. An Läusen fehlte es nicht. Wochenlang kam der Soldat

nicht aus den Kleidern, tagelang nicht zum Waschen; Läuse fanden sich in den unreinlichen Quartieren Polens in Masse. Der Schützengraben gab ihnen gute Gelegenheit, sich auszubreiten, und so war die Armee wie in früheren Kriegen nach wenigen Wochen durchweg verlaust, Mannschaften wie Offiziere. Nun war man mit den Lebensgewohnheiten dieser lästigen Parasiten und mit ihrer Bekämpfung wenig vertraut. Pennbrüder und Stromer hatten keine besonderen entomologischen Studien angestellt; in Herbergen suchten und knackten sie ihre Läuse; die Herbergsväter ließen wohl die Hemden und Kleider feucht bügeln, und in der Tat ist das ein einfaches und wirksames Mittel. Aber das ließ sich nicht immer und überall durchführen und bot keinen Schutz gegen das Befallenwerden. So wurden denn allerlei Chemikalien geprüft, die wie das Naphthalin die Motten, so die Läuse vom Körper abhalten sollten. Industrielle Leute in der Heimat überboten sich in Vorschlägen und Anpreisungen; es sind deren gegen 200 aufgebracht worden mit den schönsten Namen wie „Lausmors“, „Nix-o-laus“; sie waren beliebte Weihnachtsgeschenke 1914. Genützt haben sie alle nichts; selbst das amtlich empfohlene „Globol“, das in Säckchen auf dem Leib getragen werden sollte, mußte verlassen werden, denn gerade diese Säckchen erwiesen sich als beliebte Zufluchtsstätten der Läuse. Die Läuse suchen nämlich den Körper nur auf zum Saugen; in der Zwischenzeit sitzen sie in den Falten der Hemden, auf Kleidern, in Hosenträgern, Erkennungsmarken, Geldbeuteln und mit Vorliebe in den Verbänden, zur schrecklichen Plage der Verwundeten.

Der einzig wirksame Kampf war die systematische Entlausung der Truppen: Baden oder Duschen des Körpers, überhitzter Dampf für die Kleider, Lysol für Schuhe und Lederzeug. So mußten Entlausungsanstalten geschaffen werden, behelfsmäßig, wo es nicht anders ging, möglichst dicht hinter der Front. Die Leute liebten diese Anstalten sehr und schufen die schöne Überschrift:

„Tritt nur getrost in dieses Haus,
Auf lebt der Mensch, ein geht die Laus.“

Keiner durfte Heimaturlaub antreten ohne Bescheinigung, daß er entlaust sei. Für größere Truppentransporte wurden an der Grenze riesige Anstalten errichtet, die bis zu 45 000 Mann täglich entlausen konnten, im ganzen 9, darunter eine in Ilowo, einer Grenzstation, die schon im Frieden von den großen Dampfergesellschaften eingerichtet war, um Auswanderer zu überwachen und zu desinfizieren.

Aber die Gefahr drohte, solange die Zivilbevölkerung unter Fleckfieber litt. Daher mußte die Entlausung auch auf diese ausgedehnt werden. Das stieß auf Schwierigkeiten bei der jüdischen Bevölkerung, die aus rituellen Gründen dem Baden und Scheren sich widersetzte. So gern man auf ihre Anschauung Rücksicht nahm, die Not kennt kein Gebot. Wie aber vorgehen? Jeder Jude hatte einen Sklad, einen Laden. In einem Städtchen wurden alle Läden geschlossen und erst wieder eröffnet, wenn der Besitzer den Nachweis brachte, daß er und seine Familie zuverlässig entlaust seien. In einem anderen erhielt jeder Bewohner eine Marke, die ihm bei der Entlausung abgenommen wurde. Alle Marken wurden prompt abgegeben, und doch waren einige Männer und Frauen entschlüpft: sie hatten, um nicht gegen das Gesetz zu verstoßen, ihre Kinder zwei- und dreimal geschickt, sich selbst aber entzogen!

Der Feldsanitätschef hatte den bekannten Entomologen, Prof. Albrecht Haase zum Studium der Läuse und der Verlausung nach dem Osten entsandt. Obschon gehindert durch ein steifes Bein, hat er alle Wohnungen, Schlupfwinkel und Schützengräben durchforscht und sehr vieles Wichtige festgestellt. Wer hätte gedacht, daß so ein kleines Tier mit seinen kurzen Krabbelbeinen in der Stunde viele Meter zurücklegen, durch lockeres Erdreich wandern, unter der Wand von einem Zimmer ins andere kriechen kann? Aber auch unter den verlaustesten Truppen fand Haase immer einige, die verschont blieben. Sie mußten irgend eine Ausdünstung haben, die den Läusen unsympathisch war. Ich selbst bin lange von Läusen verschont geblieben. Erst 1916, als ich mehrere Nächte in einer sehr schmutzigen Unterkunft am Bahnhof in Rowel übernachtet hatte, verspürte ich tags darauf ein verdächtiges Jucken,

ließ den Wagen halten, verbarg mich in einem Gehölz, und fand denn auch etwa ein Duzend, die ich sorgsam knackte. Das ist aber das einzige Mal geblieben. Dagegen war ich eine leichte Gelegenheit für Wanzen; auch wo meine Gefährten unbelästigt blieben, wußten sie mich zu finden und haben mich später in Rußland jede Nacht gestört. Ich hatte die Gewohnheit, anhaltend zu rauchen, und vermutete, der Tabaksduft halte die Läuse ab; aber ich fand dann einen noch stärkeren Raucher, der von Läusen wimmelte.

Bekannt ist, daß unreinliche Völker unter Insekten gar nicht leiden. So wurde Sven Hedin von den Tibetanern ausgelacht, als er sich von Flöhen zu befreien suchte. Auch die Russen und Polen litten wenig unter den Läusen. Darüber hat Prof. Haase interessante Beobachtungen gemacht: die Kinder spüren den Läusebiß wohl, dann tritt aber Gewöhnung ein; erst im Alter schwindet diese; die Greise krazen sich wieder.

Die Verlausung kann so hochgradig werden, daß Tier an Tier sitzt und die Farbe des Gewebes völlig verdeckt. Die Sammlung meiner Klinik besitzt den Strumpf einer alten Almosenempfängerin als Beispiel. Ähnliche Verlausung fanden wir in Russenlagern. In Schneidemühl, das zu einer Musteranstalt ausgebaut war, traf ich mit Prof. Brauer aus Hamburg zusammen, um das Fleckfieber zu studieren: da wurde vom Hemd eines Russen ein Tassenkopf voll Läuse abgekämmt. Brauer nahm sich die Mühe, sie zu zählen; es waren über 6000 Stück.

Das Fleckfieber verläuft einförmiger als der Typhus. Es beginnt plötzlich mit hohem Fieber und der Hinfälligkeit einer schweren Krankheit. Ende der ersten Woche erscheinen auf der Haut stecknadelkopf- bis linsengroße rötliche Flecke, die Roseolen; in der zweiten Woche werden sie durch Blutaustritt bläulich und schwinden etwa Ende der dritten Woche mit dem Fieber. Die gefährlichsten Komplikationen sind die Lungenentzündungen, die sich besonders häuften, wenn die Kranken in der Kälte transportiert werden

mußten; ferner der Brand. Dieser hängt zusammen mit dem Sinken des Blutdruckes; alles was den Blutzufluß zu den Gliedern verlangsamte, Kälte, selbst der leichte Druck eines Verbands genügte, um das Glied blutleer und brandig zu machen. So fand ich ihn massenhaft im Mai 1915 bei Russen in Danzig, die lange bei naßkaltem Frühlingswetter transportiert worden waren.

Auffallend ist das psychische Verhalten der Kranken. Meist werden sie verwirrt, aufgereg, phantasieren stark und oft eigenartig. Ein Arzt hatte einen „Essigtraum“. Machte man ihm eine Einsprizung, protestierte er: „Spritzt mir doch nicht Essig ein“, beim Aderlaß klagte er „laßt doch den Essig nicht auslaufen“. Er war wie Mann und Frau im Essigpott des Märchens. Ein junger Kollege, Feldunterarzt, Neffe des Armeearztes erkrankte schwer; als militärisch erzogener Bepin verlor er auch im höchsten Fieber die Haltung nicht, begrüßte die Ärzte streng nach ihrem Grad, und selbst als der Dunkel einige Nächte an seinem Bett wachte, nannte er ihn nie Dunkel, sondern vorschriftsmäßig „Herr Obergeneralarzt.“ Nach der Entfieberung erinnerte er sich an nichts mehr, wie denn überhaupt das Vergessen für alles was während der Krankheit geschehen, für Fleckfieber geradezu charakteristisch ist. Eines Tages wurde mir gemeldet, der Garnisonarzt eines Städtchens, in dem Fleckfieber herrschte, sei erkrankt. Ich fand ihn beim Abfassen eines schriftlichen Berichts bei 40 Grad Fieber und wollte ihn sofort ins Lazarett mitnehmen. Er hat aber, den Bericht noch fertigstellen zu dürfen; ich wartete ab, nahm ihn dann ins Lazarett wo er sofort in die heftigsten Delirien verfiel. Den Bericht ließ ich mir später geben: er war durchaus sachlich und gut. Nach der Genesung wußte der Kollege von allem nichts mehr. Wir erfuhren dann durch Prof. Eugen Fränkel in Hamburg, daß wie die Haut so auch das Gehirn Sitz zahlloser kleiner Entzündungsherde ist.

1915 fanden die österreichischen Hygieniker Weil und Felix im Blut der Fleckfieberkranken einen Bazillus; er gehörte zur sog. Proteusgruppe, so genannt, weil die Kulturen sehr leicht veränderlich sind. Durch das Blut der Fleckfieberkranken werden die Kulturen

dieser Bazille agglutiniert, d. h. so verändert, daß die Bazillen sich zusammenballen. Diese Reaktion ist eine der sichersten, die wir kennen; sie wurde diagnostisch um so wichtiger, als sie weit in die Konvaleszenz erhalten bleibt und nachträglich noch die Quelle einer Infektion zu ermitteln gestattet. Worauf sie beruht, ist heute noch nicht sicher geklärt. Weil und Felix hielten ihren Proteusstamm für den Erreger; als später andere Organismen mit weit größerer Wahrscheinlichkeit dafür angesprochen werden konnten, mußte man die Reaktion für ein zufälliges Zusammentreffen halten, wenn man nicht, wie etwa Kuczinsky, den neuen Erreger für eine der möglichen Wachstumsformen des Proteus halten will, was von anderen Forschern bisher nicht anerkannt wird.

Im Frühjahr 1915 standen diese diagnostischen Hilfsmittel noch nicht zu Gebot; man mußte suchen die Krankheit aus ihren Zeichen zu erkennen. Diese waren aber uns allen nicht geläufig; die großen Epidemien, die einige unserer Gefangenenlager verheerten, rührten daher, daß die ersten Fälle nicht erkannt wurden, und als die Diagnose gestellt wurde, hatte die Ansteckung schon weit um sich gegriffen. Einige unserer besten Ärzte wurden ihr Opfer; so Prof. Lüthje in Kiel. Zur Konsultation nach Schleswig gerufen, vermochte er die Diagnose nicht rechtzeitig zu stellen, steckte sich an und starb.

In den ersten Wintermonaten riefen einige Fälle den Verdacht wach. Ich reiste ihnen nach, es waren aber immer ungewöhnliche Formen von Typhus oder Paratyphus. Im Februar und März erschienen die ersten sicheren Fälle bei Gefangenen und dann auch bei Deutschen, im ganzen sehr spärlich, vorwiegend bei Ärzten und Krankenpflegern, die mit den Kranken vor der Entlassung zu tun hatten. Am 27. März fand in Berlin eine Beratung des Reichsgesundheitsrates statt, in deren Folge die Entlassung im großen in die Wege geleitet, Ärzte und Sanitätspersonal mit lauseseicherem Anzug versehen wurden.

Ernstlicher wurden die Truppen erst im Winter 1915/16 bedroht, als die Armee tiefer nach Rußland eindrang; immer aber gelang es, selbst inmitten schwer verseuchter Bevölkerung, sie fast

ganz freizuhalten, dank der regelmäßigen Entlausung, der ständigen Überwachung und Isolierung der Zivilbevölkerung.

Welche Ausdehnung die Seuche bei völligem Zusammenbruch der Hygiene annehmen kann, lehrt das Beispiel Rußlands 1919/21. Dort sind nach der Schätzung des Volkskommissars für Gesundheitswesen 20 bis 25 Millionen Menschen erkrankt und etwa 2 bis 2½ Millionen gestorben. So etwa muß der Schwarze Tod im Mittelalter gewütet haben. Nachdem das Land aufeinanderfolgend Cholera, Typhus, Fleckfieber, Rückfallfieber, Malaria als Volkskrankheiten überstanden hat, ist es zur Zeit nahezu seuchenfrei, obwohl hygienisch noch keineswegs musterhaft. Jede Epidemie läuft von selbst aus: Das gehört zu den großen Rätseln, die sie uns aufgeben.

Stimmungsbilder in Briefen nach Hause

Rastenburg, 27. Dezember 1914

Ich weiß noch nicht, wo ich Sylvester feiern werde, vielleicht bei den Truppen, denn der alte Generalarzt v. Wegelin hat durch meine Erzählungen Appetit bekommen und möchte auch die Unterstände und Schützengräben besuchen, um sich von den gesundheitlichen Einrichtungen und dem Zustand der Truppen zu überzeugen. Das ist jetzt ein ziemlich unbedenkliches Vergnügen, denn die Russen sind nicht sehr angriffslustig; nur seit den Weihnachtstagen beschließen sie Lögen, möchten den Bahnhof treffen, schießen aber in den Löwenthinsee und töten die Fische, darunter alte riesige Räuber von Hechten, die ans Land geschwemmt werden und bei der Kälte gut zu essen sind. Bei einem Landsturmregiment hatten sie einen Parlamentär geschickt und gesagt, sie wollten am Weihnachtsabend nicht angreifen, man solle sie dann an ihrer Weihnacht auch nicht stören. Unsere armen Kerle in Polen haben es nicht so bequem; sie müssen furchtbare Anstrengungen haben. Weihnachtstisten kamen